

Diamanten auf Parsenn

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 27

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehren-Verlag Zürich

16. Fortsetzung

Diese Erkenntnis beunruhigte Bob Scholl. Wenn Bret Ferol vor dem gleichen Bankgebäude auftauchte, in dem er selber nach einem geheimnisvollen Depot geforscht hatte, konnte das kein Zufall sein. Vielmehr bewies es ihm, dass auch der verdächtige Fremde hier etwas suchte.

Schliesslich erinnerte sich Bob daran, dass die „Bande“ seinerzeit auch davon Kenntnis erhalten hatte, dass der grosse Diamant von Parsenn vorübergehend bei einem Juwelier an der Bahnhofstrasse aufbewahrt worden war. Warum sollte sie nicht auch längst von dem geheimnisvollen Depot John Lemms gehört haben?

Die Gedanken an Bret Ferol wollten ihn nicht mehr in Ruhe lassen. Sie verfolgten ihn den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend, die ganze Nacht, ja sogar bis tief in den Schlaf hinein. Er träumte von Bret Ferol, von dem geheimnisvollen Safe, von blitzenden Diamanten und nicht minder blitzenden Pistolenschüssen mitten in stockdichter Finsternis.

Daher wunderte er sich nicht im geringsten — wenn er auch redlich erschrak — als lange vor Tag heftig an seine Zimmertüre geklopft wurde und sein Freund Rintelen von der Bezirksanwaltschaft laut und aufgeregt Einlass begehrte.

Besuch im Safe

„Du musst sofort aufstehen, Bob“, begann dieser, fast ausser Atem, schon unter der Türe.

Bob Scholl wollte die Unterhaltung mit einigen Fragen beginnen. Rintelen aber schnitt ihn; das Wort in einer Art ab, wie man sie so robust sonst an ihm nicht gewohnt war.

Braune Arme

Hans Rhyms (Aus dem Gedichtband:
„Ewiges Bauerntum“)

Sonne schläft noch hinter Firn und Fluh:
Braune Arme greifen wacker zu.
Sensen flitzen durch den Glitzertau,
Legen Mahd an Mahd genau.

Sonne blinzelt übers Hügelrund:
Braune Arme werken Stund um Stund.
Gabeln schwingen, springen in die Luft:
Gräsertanz und Blumenduft.

Sonne sengt das ausgedörrte Land:
Braune Arme trotzen Glut und Brand.
Hin und wieder blitzt der Rechenhalm,
Gabeln türmen Schicht und Walm.

Sonne sinkt den blauen Bergen zu:
Braune Arme kennen keine Ruh.
Zinken beissen in den Knisterwall,
Heben Lasten schwer und prall.

Sonne blinzelt: Frohes Widersehn!
Küsst die braunen Arme im Niedergehn.
Rosse schnauben, es knirscht der Eisenschuh:
Letztes Fuder wankt der Scheune zu.

„Zum Fragen ist jetzt keine Zeit. Zieh dich an — rasch! — und nimm ein Schiessisen mit — und auch den kleinen Buben, den Lehrling, wie du ihn nennst...“

„Wo denkst du hin! Wir können das Kind doch nicht jetzt, mitten in der Nacht, aus dem schönen Schlaf auf wecken...“

„Erstens ist er kein Kind. Zweitens ist es nicht mitten in der Nacht und drittens...“

„Ich denke, wir haben keine Zeit“, sagte Bob boshaft, während er bereits eine gut gebaute Pistole verheissungsvoll in die rückwärtige Hosentasche schob.

„Ich will dich kurz informieren, sobald Erich geweckt ist.“

Das war bald der Fall. Als sie die Türe zum Nebenzimmer aufrissen, taumelte der „Lehrbube“ mit einem wimmern den Wehlaut zurück. Dann lag er auf dem Boden und rieb sich jammernd die Stirne.

„Hast wieder einmal gehorcht, du Lausbub!“ knurrte Bob Scholl ihn an — und war ganz froh darüber, einen Blitzableiter für seine allzu grosse innere Spannung gefunden zu haben.

Während Bob und Erich sich zurecht machten, erzählte Rintelen:

„Durch einen Zufall haben wir erfahren, dass heute Nacht ein Angriff auf das Safe John Lemms geplant ist...“

„Heute Nacht?“ unterbrach Bob. „Ich denke, die Nacht ist um?“

„Wenn du mich ausreden liessst, ginge alles bedeutend schneller“, wandte Rintelen ein. Dann fuhr er fort:

„Du weisst vielleicht, dass während der Verdunkelung die Wachen an allen Orten verdoppelt sind. Um fünf Uhr früh aber ziehen sie fast überall ab. Dann ist es auch viel weniger auffallend, wenn jemand zufällig irgendwo einen Lichtschimmer entdeckt. Das ist die Kalkulation der Herren Einbrecher, verstehst du?“

„Aha“, warf Erich ein, „Sie denken, wir fallen weniger auf, wenn wir nach fünf Uhr aufmarschieren?“

„Nicht wir denken das, sondern die andern“, berichtigte Rintelen.

Bob aber wies Erich mit den Worten zurecht:

„Du sollst schweigen! Wenn hier jemand dumme Fragen zu stellen hat, dann bin ich das. Verstanden?“

Erich verzog sich kleinlaut in den Hintergrund und wagte sich vorerst nicht mehr in die unmittelbare Nähe der Erwachsenen.

Es ging gegen fünf Uhr, als sich die Drei durch die stockfinstere Nacht gegen die Bahnhofstrasse tasteten. Wie sie vor dem Bankhaus standen, hörte Bob das leise Klingeln von Schlüsseln.

„Du hast doch nicht...“ flüsterte er zögernd.

„Natürlich hab ich. Wir liessen uns von der Wachgesellschaft die Doppel der Schlüssel geben. Jetzt werden wir uns im grossen Safe verstecken und abwarten.“

„Ausgezeichnet!“ stimmte Bob bei.

Erich konnte sich nicht enthalten, ein begeistertes „Bäumig!“ zu flüstern, das die beiden Männer lächeln machte.

Im übrigen war es kalt und so dunkel, dass sie die Hand nicht vor den Augen zu sehen vermochten.

Nachdem Rintelen einige Zeit vergeblich die Türe abgetastet hatte, tuschelte er:

Kuriositäten aus aller Welt

Die Insel — ohne Zahnweh

sfd. Auf der im Südatlantik gelegenen Insel Tristan da Cunha gibt es für Zahnärzte nichts zu tun. Dort ist nämlich das Zahnweh so gut wie unbekannt; alle Einwohner weisen gesunde Zähne auf. Medizinische Sachverständige, die den Ursachen dieses in der heutigen Zeit so seltenen Zustandes an Ort und Stelle auf den Grund gegangen sind, glauben feststellen zu können, dass das Phänomen auf die Ernährungsweise zurückgeführt werden kann. Die Hauptnahrung der Insulaner besteht aus Kartoffeln, Fischen, Milch und Eiern, alles Speisen, die in ihrer Zusammensetzung zur Gesunderhaltung der Zähne beitragen.

Löwen fliehen vor Mäusen

sfd. Vor einigen Jahren wurden in einem amerikanischen Zirkus sehr interessante Versuche über Tierpsychologie gemacht. Man warf lebende Mäuse zu den verschiedensten Tieren in den Käfig. Da zeigte sich die interessante Tatsache, dass zwei Löwen von den kleinen Nagetieren brüllend flohen, und ebenso ein Königstiger. Die Elefanten trompeteten aufgebracht, und allein Wölfe, Pumas und Hyänen frassen ohne Federlesens die Versuchstierchen auf.

Italiener erfindet den lenkbaren Fallschirm

sfd. Aus Italien kommt die Nachricht über eine Erfindung, deren Bedeutung besonders in diesem Kriege ausserordentlich gross ist. Der italienische Erfinder Albino Turri stellte einen lenkbaren Fallschirm her. Selbstverständlich wird die Einrichtung der neuen Erfindung geheim gehalten, doch wird versichert, dass der Pilot oder Soldat, der mit diesem Fallschirm aus dem Flugzeug springt, dort landen kann, wo er will. Durch diese Erfindung wird die Bedeutung der Fallschirmtruppen ungemein erhöht. Bisher war der Wert dieser Truppen deshalb problematisch, weil der Wind sie in eine ganz andere Richtung treiben konnte, als beabsichtigt war. Aus diesem Grunde mussten die Flugzeuge so weit hinuntergehen, als überhaupt möglich; es kam sogar vor, dass die Fallschirmspringer aus 100 bis 50 Meter Höhe abspringen mussten, um den ausersehnen Platz zu erreichen. Durch die neue italienische Erfindung ist es nunmehr möglich geworden, den Absprung aus grösserer Höhe vorzunehmen und dennoch an der vorgesehenen Stelle zu landen.

„Erschreckt nicht. Ich muss einen Augenblick die Taschenlampe einschalten.“

Ein zitternder, schwacher Lichtkegel glitt über die Türe und suchte nach dem Schlüsselloch.

„Ssst!“ flüsterte Erich. „Haben Sie nicht Schritte gehört?“

„Unsinn“, zischte Bob. „Mach uns nicht nervös.“

Das Licht in der Hand Rintelens aber war erloschen.

In diesem Augenblick blitzte, fünf Schritte neben ihnen, eine anderes, stärkeres Licht auf, das direkt auf sie gerichtet war und sie blendete. Sie erschrakten und wussten im Augenblick nicht, wie sie darauf reagieren sollten.

Da hörten sie, halblaut, eine tiefe, nicht unsympathische Stimme flüstern:

„Ach, Sie sind es. Kommen Sie. Ich will Ihnen helfen.“

Das fremde Licht kam näher. Rintelen fragte leise:

„Sind Sie der Wächter?“

„Donner!“ sagte der Mann mit der Laterne, wie aus der Pistole geschossen.

„Wie, bitte?“

„Donner“, wiederholte der Mann, der sich ihnen mit der Lampe näherte, ohne dass sie ihn, da er hinter dem Lichtkegel stand, sehen konnten.

„Ich verstehe nicht“, gab Rintelen zurück. „Ich verstehe immer nur Donner. Was soll das heissen?“

„Das Passwort“, gab der Mann mit der Lampe zurück. „Und wenn Sie nicht die richtige Ergänzung kennen, kann

ich Sie leider nicht einlassen. — Donner!“ wiederholte er dann zum dritten Mal.

„Donner und Doria!“ rief Erich begeistert und viel zu laut für den Anlass.

„Psst!“ sagte Rintelen.

„Schweig!“ sekundierte Bob.

„Ausgezeichnet“, lobte der Wächter und wiederholte: „Donner und Doria“, worauf er erläuternd hinzufügte: „Schiller — Fiesco“.

Und noch bevor die drei nächtlichen Gestalten sich von ihrer Verwunderung erholt hatten, fuhr der Wächter fort:

„Geben Sie mir die Schlüssel. Ich will Ihnen öffnen.“

Rintelen gab dem Wächter den Schlüsselbund, der ihm zu Beginn seines Abenteuers vertrauensvoll ausgehändigt worden war — und der Mann mit der elektrischen Lampe und der Autorität öffnete, liess die drei Herren eintreten, schloss hinter ihnen ab, steckte aber die Schlüssel gedankenabwesend in seine Tasche.

„Wenn Sie mir vorgehen wollen, meine Herren“, sagte er dann sachlich. „Ich werde mich dafür der Beleuchtung annehmen.“

Die Drei machten ein paar zögernde Schritte im Lichtkegel der elektrischen Lampe, sie sahen ihre Schatten gross und grotesk am Boden und an einer fernen Wand herumzittern.

„Rechts, bitte!“ sagte die besorgte Stimme des Führers. „Der Weg zum Safe führt die Treppe hinunter.“

Und als sie unten vor einem schweren, schmiedeisernen Gitter anhielten, fügte er hinzu:

„Einen Augenblick, bitte. Der Eingang ist natürlich verschlossen.“

Der Lichtkegel wurde kleiner, das Licht intensiver. Es konzentrierte sich auf das Schloss am Gittertor. Dann knackte der Schlüssel, die drei Männer traten mit ihrem Führer ein — und der Wächter schloss hinter ihnen wieder ab.

Der Lichtkegel der elektrischen Lampe flitzte im Raum umher. Plötzlich stiess Erich einen unterdrückten Schrei aus.

„Was ist?“ fragte Bob.

„Dort! Haben Sie nicht gesehen? Dort, in der Ecke, liegt einer!“ hauchte Erich mit vor Schreck erstickter Stimme.

„Was fällt dir ein!“ tadelte Bob. „Du bist nervös, überreizt — du musst nächstes Mal zu Hause bleiben.“

Der Wächter, der das kurze, geflüsterte Gespräch gehört hatte, sagte erklärend:

„Entschuldigen Sie, meine Herren! Mein Kollege dort...“

Dabei liess er die Lampe spielen, bis sie alle in ihrem Lichtkegel die zusammengekauerte Jammergestalt eines hilflosen Wächters sahen, die aber gleich wieder in völlige Dunkelheit zurück versank.

„Mein Kollege hat heute Geburtstag gefeiert. Und da — nun, Sie können sich ja denken, meine Herren. Ich bitte Sie aber recht sehr, sagen Sie nichts davon. Es könnte ihm die Stelle kosten.“

„Eigentlich ein Skandal“, flüsterte Rintelen seinem Freunde zu. „Da verlässt man sich darauf, dass diese Leute ihre Pflicht tun — derweil schlafen sie hier ihre Rausche aus.“

„Ja — ja“, antwortete Bob zerstreut.

Unterdessen hatte der Wächter die Türe zu einem kleinen Raum geöffnet, in dem, um einen grünen Tisch herum, vier bequeme Lehnstühle standen. Vor jedem Stuhl lag, sorgfältig und sauber zurechtgelegt, ein weisser Block mit einem liebevoll gespitzten, neuen Bleistift.

„Wollen die Herren inzwischen Platz nehmen?“ sagte der Wächter freundlich, während er das Licht im Raume andrehte.

Sie setzten sich, feierlich, wie zu einer Verwaltungsrats-sitzung, an den grünen Tisch. Der Wächter stand unter der Türe und fragte verbindlich:

„Können Sie mir die Nummer des Safes nennen, meine Herren?“

„Die Nummer?“ fragte Rintelen.

„Ja. Es würde die Sache wesentlich abkürzen.“

„Hundertsiebenundachtzig“, sagte nun Rintelen.

„Und — das Stichwort kennen Sie natürlich nicht?“ fragte der Wächter weiter.

„Nein, Ich kenne nur den Besitzer, John Lemm.“

„Danke — das genügt“, gab der Wächter zur Antwort. Dann fuhr er fort:

„Einen Augenblick, bitte. Das werden wir gleich haben.“

Er zog sich mit einer lebenswürdigen Verbeugung zurück. Die Türe, die er vorsorglich und leise zuzog, schnappte mit einem kaum hörbaren Klink ins Schloss.

Zeit zum Nächstdenken

Nachdem die Drei stillschweigend und fast bewegungslos etwa zehn Minuten gewartet hatten, machte Bob Scholl bedeutungsvoll:

„Hm.“

„Wie meinst du?“ fragte Rintelen.

„Nichts. — Ich habe nichts gesagt.“

Bob liess seine Blicke in dem kleinen Raum umherschweifen. Nach einer Weile stand er auf, ging zur Türe, tastete sie vorsichtig, fast zaghaft ab und fragte dann Rintelen, flüsternd, vielsagend:

„Ist dir schon aufgefallen, dass die Türe weder einen Griff, noch ein Schloss, noch einen Riegel besitzt?“

Rintelen spielte den Wissenden und meinte:

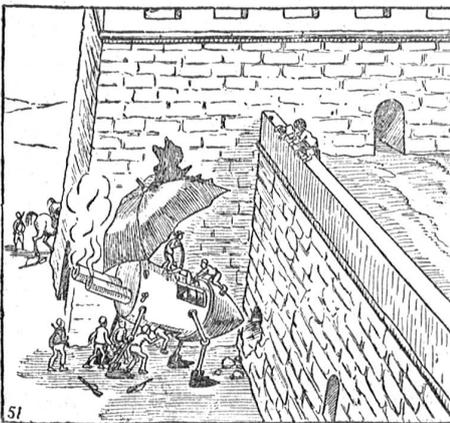
„Nein — ist mir nicht aufgefallen. Ist alles da — wir sehens bloss nicht.“ (Fortsetzung folgt)

Wie Professor Spitz eine Weltreise machte

von G. Th. Rotman

11. Fortsetzung
(Nachdruck verboten)

Diese Kindergeschichte mit Bildern ist für unsere kleinen Leser bestimmt, und wir hoffen, ihnen damit eine Freude zu bereiten. Die Redaktion.



(51—54) Der Professor und seine Enkelkinder flüchteten sich Knall und Fall bei einem der Tore hinauf und schauten von oben auf der Mauer ängstlich zu, was passieren würde. Die Räuber kamen vorsichtig näher, schauten sich den Pulex von allen Seiten an und krochen dann alle hinein, nachdem sie zuerst ihre Pferde angekoppelt und einen der ihrigen als Wachtposten zurückgelassen hatten. Sie glaubten

gewiss, irgendwelche Wertsachen im Innern des Apparates auffinden zu können.

Als sich schliesslich alle Chinesen im Pulex befanden, entschloss sich Professor Spitz zu einer Heldentat. Behutsam, damit er nicht die Aufmerksamkeit des Wachtpostens auf sich lenke, schlich er sich wieder hinunter und drehte plötzlich den am hinteren Teile des Pulex befindlichen Griff um, wodurch sich alle Zugangsklappen automatisch schlossen und riegelten. „So!“

sagte er, «die werden vorläufig nicht herauskommen!» Er nahm seine Reisegefährten bei der Hand und alsdann flüchteten sie zu dritt, an der andern Seite der Mauer, auf chinesisches Gebiet.

Kaum waren sie eine halbe Stunde gegangen, als ihnen ein Trupp chinesischer Soldaten begegnete. Zu des Professors nicht geringer Freude stellte sich heraus, dass der begleitende Offizier ein vorzügliches Englisch redete.



(55—57) Professor Spitz erzählte nun dem Offizier, was alles geschehen war; auch, dass die Räuber gefangene Leute waren, da er ja den Griff in die Tasche gesteckt hatte und auch der Wachtposten also die Klappen nicht öffnen konnte. «Nun, das haben Sie glänzend gemacht!» rief der Offizier aus, «wir sind ja gerade auf der Suche nach diesen Halunken! Wir wollen sie ruhig im Apparat sitzen lassen; um so leichter können wir sie mitführen!» Aber wie sollte man den Apparat über die

Mauer hinüberbekommen? Das war ja eine reine Unmöglichkeit! «Wir werden umreiten müssen!» sagte dann der Offizier; eine halbe Stunde von hier gibt es einen Durchbruch in der Mauer; dort können wir passieren!»

Der Professor, Flippo und Floppo durften sich jetzt je zu einem der Soldaten aufs Pferd setzen, und dann ging's im Trab zum Pulex! Unterwegs erzählte der Offizier dem Professor allerhand Einzelheiten bezüglich der chinesischen Mauer, welche

wie er mitteilte, etwa 200 Jahre v. Chr. auf Befehl des Kaisers Schick Huang Ti angelegt worden sei, um das Reich gegen die feindlichen Stämme zu beschützen. Die Riesenarbeit hätte unzählige Menschenopfer gekostet. «Die Mauer ist 1500 englische Meilen lang», beendete der Offizier seine Mitteilungen. Professor Spitz rechnete es aus: da eine englische Meile 1609 Meter ist, war die Mauer also über 2400 km lang; das war also etwa der Abstand von Berlin nach Moskau!